

## Sind sozialpädagogische Interventionen in Familienkulturen möglich und zulässig?

*von Klaus Wolf*

Als ich die Anfrage erhielt, ob ich einen Beitrag für die Festschrift schreiben wolle, die zum 60. Geburtstag des hochgeschätzten Kollegen Josef Scheipl erscheinen werde, und gebeten wurde, ich solle mir Gedanken zur Sozialen Arbeit und Kultur machen, gingen meine Assoziationen gleich weg von der Sozialen Arbeit hin zur Kultur. Zwar verbinde ich die freundlichen Erinnerungen an Treffen mit Professor Scheipl auch mit der Sozialen Arbeit -natürlich -, aber das geht mir auch bei einigen anderen so. Aber Kultur und Scheipl, das gibt doch etwas Spezifisches her: Gedanken zur Oper, zur Architektur, zur Belletristik, zu kultivierten Umgangsformen und zur Esskultur - zum Beispiel. Da schlägt mein Herz höher, das wird Spaß machen. Aber dann die desillusionierende Mahnung des Verstandes: Es soll ja nicht nur dem Autor Freude machen, sondern auch Leser finden. Willst du die mit dilettantischen Überlegungen belästigen? Besser nicht. Also war ich wieder bei der Sozialen Arbeit, die eben, wie es der Name sagt, Arbeit ist und insbesondere beim Thema Familie, hier also Familienkulturen. Das erwies sich dann allerdings als anregend, denn welche merkwürdigen Welten Familien bilden können, was dort in der einen als normal gilt und in der anderen als abwegig, das hatte mich bei den Interviews mit Familienangehörigen, die wir in einem Forschungsprojekt geführt haben, immer wieder fasziniert.

Versteht man Familien als Kulturen, wie sind dann sozialpädagogische Interventionen in sie hinein möglich? Diese Frage soll im Mittelpunkt stehen. Kann man von außen andere Kulturen beeinflussen, dort zielgerichtet Wirkungen erzielen? Und wenn man es kann, darf man es wollen und tun? Zunächst geht es um das Verständnis von Familien als Kulturen: Was sieht man, wenn man das Thema in einem solchen Rahmen betrachtet? Dann geht es um einen sozialpädagogischen Blick, der Bewertungen einführt: Was ist günstig, was ist ungünstig? Schließlich werden ein Modell - das der Ressourcen-Belastungs-Balance - und die Konsequenzen für sozialpädagogische Handlungsmöglichkeiten kurz skizziert.

### FAMILIEN ALS EIGENARTIGE KULTUREN

Familien als Kulturen zu betrachten - präziser: jede Familie als eigene Kultur zu verstehen -, ist vielleicht irritierend, wird doch in sehr vielen Definitionen das gemeinsame Zeichensystem großer gesellschaftlicher Einheiten als zentrales Merkmal von Kulturen

festgelegt. Exemplarisch sei die klassische Definition von E.E. TYLOR (1871) angeführt: Culture is "that complex whole which includes knowledge, belief, art, morals, law, custom, and any other capabilities and habits acquired by man as a member of society". Die Mitglieder einer Gesellschaft oder einer Kulturnation (!) verwenden ein gemeinsames Orientierungssystem mit spezifischen Symbolen und tradieren es an die nächste Generation. Zentraler Bestandteil der kulturspezifischen Orientierungsmittel sind Kulturstandards, also „alle Arten des Wahrnehmens, Denkens, Wertens und Handelns (...), die von der Mehrzahl der Mitglieder einer bestimmten Kultur für sich persönlich und andere als normal, selbstverständlich, typisch und verbindlich angesehen werden. Eigenes und fremdes Verhalten wird auf der Grundlage dieser Kulturstandards beurteilt und reguliert“ (THOMAS 1993, S. 380). Diese Muster - so sollten wir ergänzen - regulieren nicht nur kognitive Prozesse sondern auch die Gefühle, zum Beispiel das, was die Angehörigen einer Kultur als angenehm oder abstoßend, angemessen oder brutal, natürlich oder Ekel erregend empfinden.

Betrachtet man in einer solchen Makroperspektive die familialen Umgangsformen in unterschiedlichen Gesellschaften, erscheinen sie als Ausdruck der Differenzen unterschiedlicher Kulturen am Beispiel des Lebens in Familien. Hier im privaten persönlichen Umgang von Angehörigen verschiedener Generationen lassen sich Strukturmerkmale einer Gesellschaft und ihre je spezifische Kultur exemplarisch untersuchen und vergleichen. Dass dieser Zugang anregend ist, steht spätestens seit MARGRET MEAD (1991) außer Zweifel (siehe auch W. WAGNER 2003). Das Anregende besteht auch darin, dass die Merkmale der eigenen Kultur, die man leicht - und wie man dann merkt: fälschlicherweise - für eine anthropologische Konstante gehalten hat, nur eine Variante menschlicher Verhaltens- und Gefühlsmuster neben anderen darstellt.

Führt man allerdings die Kamera von ihrem zunächst globalen Standort dichter an die eigene Gesellschaft heran, werden auch hier erhebliche Differenzen sichtbar. Wie lassen sich Lebens- und Umgangsformen in unserer Gesellschaft allgemein gültig beschreiben? Wer diese Frage sehr schnell und in großer Selbstgewissheit beantwortet, unterliegt wahrscheinlich wiederum einem ethnozentristischen Fehltrichter: Er extrapoliert die eigenen Erfahrungen auf die ganze Gesellschaft, vielleicht mit der Einschränkung, im Mainstream des Normalen sei es eben so, sicher gäbe es Abweichungen, aber deviante Formen könnten die Normalität des Normalen bekanntlich nicht in Frage stellen, sie bestätigten sie eher, da eben alle Vernünftigen es so sähen wie man selbst. Später werde ich darauf zurückkommen und begründen, warum insbesondere für sozialpädagogische Interventionen solche Argumentationsmuster unzureichend und in ihren Folgen sehr ungünstig sind.

Hütet man sich vor solch vorschneller Gleichsetzung von eigenen Familienerfahrungen und Normalität, ja vor der Vermischung von flotten Bewertungen - also Werturteilen, die nicht genau begründet werden und ihren Referenzrahmen nicht angeben - und Beobachtungen, bleibt der Blick vielleicht offen für die tatsächliche Vielfalt. Bedenkt man Interdependenzen zwischen materieller Lebenslage, Bildungsprozessen, tiefen biographischen Erfahrungen (etwa in der eigenen Familie), ethnischer Zugehörigkeit und religiösen Überzeugungen - um exemplarisch einige zu nennen und ohne beiseite zu lassen, dass damit längst nicht alle Quellen für Differenzen benannt sind - einerseits und den Familienthemen, den Requisiten und Bühnen der Inszenierungen des Familienlebens, den Umgangsformen und Ritualen, den gemeinsamen und nicht gemeinsamen Deutungsmustern der Familienangehörigen - dies wiederum exemplarisch - andererseits, dann erhält man eine erste Vorstellung von der Komplexität und ahnt die Ansprüche, die an eine Typisierung von Familienlebensformen gestellt werden muss, die dieser Vielfalt gerecht wird. HANS-JOACHIM SCHULZE (1996) hat überzeugend begründet, warum die Annahme eines linearen Zusammenhangs zwischen Schicht, Familie und Kultur nicht mehr zu halten ist, wenn sie denn überhaupt je geeignet war, mehr als relativ stereotype Vorstellungen zu transportieren. Auch aktuellere Versuche (z.B. ALLERT, BIEBACK-DIEL, OBERLE, SEYFARTH u.a. 1994), ein überschaubares Klassifikationsraster zu entwickeln, sind wenig erfolgreich, da sie zwar einzelne Dimensionen der Familienkultur ganz gut erfassen können, aber insgesamt der Komplexität nicht gerecht werden. Beim derzeitigen Stand des Wissens ist es sinnvoller, auf eine generelle Klassifikation zu verzichten, und stattdessen Differenzierungen in einzelnen wichtigen Dimensionen zu verwenden. So bildet zum Beispiel die Unterscheidung von Verhandlungs-, traditionellem und modernisiertem Befehlshaushalt einerseits und warmen und distanziertem Familienklima andererseits (vgl. DU BOIS-REYMOND 1994) eine für Sozialisations- und Erziehungsprozesse wesentliche Dimension ab, die deutlich unterschiedliche Lebens- und Lernfelder für die Kinder erfasst, aber sie erfasst natürlich damit nicht die gesamte Familienkultur und beansprucht dies auch nicht.

Für sozialpädagogische Interventionen ist ein alle relevanten Dimensionen integrierendes Klassifikationssystem nicht notwendig, allerdings ein ungeeignetes schädlich. Wer etwa immer noch mit einem schichtspezifischen Sozialisationskonzept operiert, organisiert sein an einer überholten Theorie angelehntes Wahrnehmungssystem so, dass er den notwendig differenzierten Zugang verfehlt, wichtige Interdependenzen übersieht, das Denken, Fühlen und Handeln der Menschen nicht hinreichend versteht und auf solchen Treibsand gründend seine Handlungsmöglichkeiten entwirft. Ein ethnographischer Beobachter hingegen, der

nicht zuförderst durch Subsumtion einer konkreten Familie zu einem Idealtypus Komplexität reduziert (ähnlich: DEWE, FERCHHOFF, SCHERR, STÜWE 1995, S. 126), sondern der sich mit der Haltung annähert, dass er zunächst einmal eine fremde Kultur verstehen muss, und der also durch genaues Beobachten, Hinhören und Hinsehen Komplexität erhöht, erscheint geeignet, solches Verstehen hervorzubringen, das für zielgerichtetes Handeln eine - von allerdings mehreren - notwendige Voraussetzungen ist.

Bevor dieser Gedanke weiter verfolgt wird, soll zunächst noch anhand einiger allgemeiner Merkmale von Kultur für die Betrachtung als Familienkulturen geworben werden. Es soll deutlich werden, dass zwar die Zahl der Träger dieser konkreten Familienkultur gering ist, aber andere Merkmale ohne große Schwierigkeiten angewendet werden können.

So definiert GEERT HOFSTEDE (1988) kurz und bündig: „Culture is to a human collective what personality is to an individual“. Von Familienkulturen müssen wir also erwarten, dass sie das Besondere, Einzigartige und Spezifische erfassen, das diese Figuration von anderen unterscheidet und zwar - wie bei der Persönlichkeit - so, dass keines der einzelnen Merkmale einzigartig sein muss, dass aber die Kombination der Merkmale von den Mitgliedern der kleinen Gemeinschaft als das Besondere verstanden wird, das sie ausmacht, nicht im völligen Kontrast zu anderen aber doch in einem Profil, von dem sie annehmen, dass es mit genau diesem Profil eben nur ihre Familie ausmacht. So bringen etwas wenige Jahre alte Kinder, wenn sie das erste Mal bewusst als Gast in einer anderen Familie, zum Beispiel an einer Mahlzeit teilnehmen, sehr oft nonverbal und manchmal auch explizit verbal zum Ausdruck, dass es hier anders, ja seltsam („komisch machen die das, ganz anders als wir“) und eigentlich falsch zugeht. Das Andere und Seltsame kann als solches nur empfunden werden vor dem Hintergrund einer Vorstellung des Normalen und Richtigen in ihrer eigenen Familie. Das bisher Selbstverständliche wird nun als eine mögliche Variante erfahren, und dies Erleben löst oft ein Beharren auf dem Charakter der Normalität, eben der eigenen Familie aus. Auch in ihrer Familie gibt es Variationen, aber trotzdem besteht ein oft tiefes Gefühl des „Gemeinsamen bei uns“, das die Menschen gar nicht in allen Details beschreiben können, das aber die Wahrnehmung und die Denk- und Gefühlsmuster machtvoll organisiert.

Vor mehreren Jahrzehnten habe ich mit mehreren Jugendlichen einer neuen Heimgruppe zusammen Weihnachten gefeiert. Im Vorfeld hatten wir versucht zu klären, was zu einem richtigen Weihnachtsfest gehört, und obwohl alle in ihren Familien Merkwürdiges erlebt hatten - wohlgermerkt an ihren Maßstäben gemessen Merkwürdiges („wenn mein Vater dann besoffen war, hat er an den Weihnachtsbaum gepisst, na denn war ´s das erst mal“) - gab

es doch jeweils explizite Vorstellungen darüber, was auf keinen Fall fehlen durfte, und diese Vorstellungen der Einzelnen waren in Teilen absolut unvereinbar. Das Erleben der sichtbar gewordenen Differenzen konnte durchaus als Kulturschock bezeichnet werden („das darf doch nicht wahr sein“).

Für Familienkulturen gilt, was auch sonst eine Kultur ausmacht: „die Gesamtheit von Attitüden, Grundsätzen, Annahmen, Werten und Wertvorstellungen, Verhaltensnormen und Grundeinstellungen, die von einer Gruppe geteilt werden, die das Verhalten der Gruppenmitglieder beeinflussen und mit dessen Hilfe diese das Verhalten anderer interpretieren“ (SPENCER-OATEY 2000, S. 53). Im Bewusstsein seiner Mitglieder sind – wie das Beispiel aus der Heimgruppe andeutet – diese Vorstellungen verankert, selbst dann, wenn die Gruppe gar nicht mehr besteht. Das verweist auf Tradierungen und Prozesse der Traditionsbildung. Insbesondere wenn man Familien in der Mehrgenerationenperspektive betrachtet, werden solche Traditionen in Familien deutlich, oft mit verblüffender Kontinuität (vgl. KREHER, VIERZIGMANN 1998). So hat EVA-MARIA SCHUSTER (1997, S. 181 ff) bei einer Betrachtung der von ihr untersuchten SPFH-Familien in der Mehrgenerationenperspektive erstaunliche Parallelen beobachtet: „In den zahlreichen inneren und äußeren Parallelen zu den Herkunftsfamilien folgen die Erwachsenen der untersuchten Familien einer unbewussten normativen Verpflichtung, nach der sie teilweise bis ins Detail die Familienstrukturen ihrer Herkunftsfamilien reproduzieren. Die vorliegenden Tradierungen der Normen und Werte der Familien liegen hier als Konfliktlösungsverhalten vor, das als manifest und unvariabel bezeichnet werden kann“ (a.a.O., S. 183). Diese Beobachtungen machen deutlich, dass die Elemente der Familienkultur keineswegs eine relativ zufällige Kombination von Angewohnheiten sind, die leicht verändert werden können, sondern erstaunlich stabile Interpretations- und Gefühlsmuster, die für die Insider eine eigene Logik haben. Wie können diese Elemente, die das Spezifische der Familie ausmachen, beschrieben werden?

HANS-JOACHIM SCHULZE (1996, S. 81-84) hat Dimensionen von Familienkulturen dargestellt, die ich zusammenfassend und etwas anders geordnet aufzählen möchte:

- 🍷 Freizeitaktivitäten einzelner oder mehrerer Familienmitglieder oder der gesamten Familie,
- 🍷 Netzwerk- und Verwandtschaftsbeziehungen, Bekannt- und Freundschaften,
- 🍷 belastende Beziehungen und Feindschaftsbilder,
- 🍷 Umgang mit der physischen Umwelt und Naturkonzept,
- 🍷 Umgang mit technischen Geräten,
- 🍷 (Erwerbs-)Arbeit, Berufskonzept, Leistungsorientierung,

- 🌀 Gestaltung des Wohnraums,
- 🌀 Umgang mit dem Körper, Sport, Sexualität, Gesundheit und Krankheit,
- 🌀 Selbstdarstellung z.B. durch Kleidung und Haartracht,
- 🌀 Umgang mit Massenmedien, Kino, Theater u.a.,
- 🌀 Spiele, musische Tätigkeiten, Handarbeiten,
- 🌀 Routinen und die darin eingebetteten Pflichten, Regeln, Rechte und Moralvorstellungen,
- 🌀 Selbstversorgung, Konsum, Umgang mit Geld und Besitz,
- 🌀 Zubereitung und Durchführung von Mahlzeiten,
- 🌀 Feste, ihre Gestaltung und Traditionen,
- 🌀 Vorlieben und Abneigungen einzelner Familienangehöriger und der Familie insgesamt,
- 🌀 Zeitverwendungsmuster, Zeitplanung, Zeitverständnis.

Diese Aufzählung illustriert die Dimensionen, in denen man die Eigenart einer Familie - im Sinne von „what personality is to an individual“ - beschreiben kann.

Wenn wir jede Familie als eigene Kultur verstehen, ist es nahe liegend, sie mit einem ethnographischen Blick zu betrachten. Die Erkenntnisse hervorbringende Haltung hat folgende Elemente: Es geht um den Zugang zu einer fremden Kultur, die es zu verstehen gilt; das Verstehen setzt genaue Beobachtungen voraus und einen Aufenthalt, der die Prozesse in der Familie so wenig wie möglich stört und beeinflusst; der Beobachter soll sich von den Erfahrungen in der eigenen Kultur - hier insbesondere in der eigenen Familie - distanzieren und sie nicht unkontrolliert als Folie für die Deutungen in der fremden verwenden ; und er muss sich über die Grenzen seines Fremdverstehens im Klaren sein. Die Kunst des ethnographischen Verstehens besteht also zunächst darin, mit dem Fremden zu rechnen und es als Fremdes wahrnehmen zu wollen und nicht als gestörtes, falsches oder pathologisches. Das unverständliche („es ist verrückt, wie die das machen“) wird dann als unverstandenes begriffen („ich hab noch nicht kapiert, warum sie es so machen“), die Verstehensleistung wird also vom Beobachter gefordert. Er muss neugierig sein, versuchen, den „native`s point of view“ (MALINOWSKI 1922, deutsch 1979) einzunehmen, sich irritieren lassen wollen, möglichst genau aufnehmen, was passiert und allmählich dechiffrieren, was die Codes der Umgangsformen in ihren sprachlichen und nicht-sprachlichen Äußerungen hier bedeuten. Es bleibt eine Unsicherheit gegenüber den eigenen Erklärungen, da sie Konstruktionen zweiter Ordnung (vgl. SCHÜTZ 1991) sind - Konstruktionen des Beobachters über die Konstruktionen der Familienmitglieder -, die als Fremdverstehen nur annäherungsweise ihrem Gegenstand gerecht werden. Diese

Unsicherheit muss er aushalten können und darf sie nicht durch Rückgriff auf die Bedeutungszuschreibung seiner eigenen Kultur vorzeitig beenden. Es besteht kein Überhang zu Gunsten des Beobachters, sondern die Familienmitglieder sind die Spezialisten ihres Familienlebens, zunächst auch dort, wo es ihrer Selbstreflexion nicht zugänglich ist. Die Deutungen des Beobachters sind vorläufig und tentativ, er sucht nach bestätigenden und widerlegenden Beobachtungen, tastet sich allmählich in Regionen einer breiteren Fundierung in den Daten der Beobachtungen vor. Die ersten Interpretationshypothesen erfahren Korrekturen und Modifikationen oder sie erweisen sich als falsch und werden aufgegeben.

Dieses Vorgehen ist nicht nur in der Feldforschung notwendig, sondern grundsätzlich auch in der sozialpädagogischen Betreuung von Familien. Hier findet es allerdings oft unter erheblichem Zeitdruck statt, und es bedarf der Ergänzung um weitere professionelle Strategien, um die es nun gehen soll. Aber – das sei am Ende dieses Abschnitts festgehalten – ohne ein – nicht gerade niedriges – Mindestmaß an Verstehen, ohne den in den Daten der Beobachtungen gründenden Wechsel auf die Perspektiven der Familienmitglieder, sind zielgerichtete sozialpädagogische Interventionen nicht möglich. Das Verstehen – gerade auch im Sinne eines kognitiven Dechiffrierens – ist eine unverzichtbare Voraussetzung, aber nicht das (alleinige) Ziel sozialpädagogischer Interventionen in und mit Familien. Auch und gerade wenn man einigermaßen verstanden hat, können Probleme deutlich werden.

## DIE SOZIALPÄDAGOGISCHE BEWERTUNG EIGENARTIGER FAMILIENKULTUREN

Für sozialpädagogische Interventionen sind insbesondere solche Merkmale der Familienkultur relevant, die die Lebens- und Entwicklungschancen einschränken, mit Herman Nohl könnte man formulieren: die verhindern oder erschweren, dass die Familienmitglieder zu ihrer Form kommen. Ihre Form können wir zum einen beziehen auf die Entwicklung der einzelnen Menschen und der Realisierung ihrer Lebenschancen und zum anderen auf ihre Form des familialen Lebens. Es geht also nicht um die Normalisierung dieser Familienkultur, was bedeuten könnte der Anpassung an die Normalitätsvorstellung der Sozialpädagogin, die die Familie betreut, oder die Anpassung an eine allgemeine gesellschaftliche Norm. Beides sind ungeeignete Bezüge. Die erste, weil es doch wohl genauerer Begründungen bedürfte, warum die Konstruktionen über die richtige Familie, die diese Sozialpädagogin in Verarbeitung ihrer Lebenserfahrungen und unter Verwendung der ihr zugänglichen Deutungsmuster, entwickelt hat, ein allgemeingültiger und somit auch für diese Familie richtiger Maßstab und ein geeignetes Modell sein soll. In ähnlich heilloser Begründungszwänge käme man bei der Suche nach der normalen Familie der Postmoderne,

man stelle sich nur die Empirie unterschiedlicher sozialer Milieus vor, in denen die Suche begänne: großstädtische Ein-Eltern-Familien, ländliche Sozialhilfefamilie, bildungsbürgerliche Patchworkfamilie oder dann doch lieber eine richtige aus der Werbung? Wer sich trotzdem entscheiden möchte, kann das dann für die vorher aufgezählten Dimensionen der Familienkultur im Detail definieren: Was heißt normale Freizeitaktivitäten, normale Freundschaftsbeziehungen, normaler Umgang mit der physischen Umwelt, normaler Umgang mit Massenmedien usw. usw.?

Wie man es auch anstellt, die Normalität ist kein geeigneter Maßstab. Die Sozialpädagogik braucht ihren eigenen, für ihre Interventionen geeigneten Maßstab: nämlich - um ein letztes Mal mit H. Nohl zu kommen - sich zuvörderst um die Probleme zu kümmern, die die Menschen haben. Das heißt, die Not der Kinder und die der Erwachsenen soll die Aktivitäten steuern. Die Not verweist auf die aktuell stark belastenden und zerstörerischen Lebensbedingungen und auf die vorenthaltenen Entwicklungschancen, die auch die Zukunft überschatten. Diejenigen Lebensbedingungen erfordern somit die größte Aufmerksamkeit, die für einzelne Familienmitglieder und auch für die Familie insgesamt als besonderes Leiden verursachend, Entwicklungen blockierend und - ich verwende die Kategorie im Wissen um die möglichen Irritationen - Lebensglück zerstörend angesehen werden müssen (WOLF 2003).

Man könnte einwenden, Normalisierung und Minderung von Not liefern auf das Gleiche hinaus. Das ist ein Irrtum. Wenn man dies anhand konkreter Familien im Detail untersucht, werden oft deutliche Unterschiede sichtbar. Sehr ungewöhnliche Familienmerkmale erweisen sich als wenig Not verursachend, zum Beispiel weil die Kinder durch andere Bezugspersonen einen Mangel kompensieren können und andere, keineswegs sehr seltene Merkmale, können sich im Einzelfall - zum Beispiel aufgrund sensibilisierender Erfahrungen - für dieses Kind als besonders destruktiv erweisen.

ASTRID WOOG (1998, S. 112) beschreibt eine etwas merkwürdige Praxis einer Familie: „Das Essen ist für Herrn Burger sehr wichtig. Er legt großen Wert darauf, dass die Familie nur gemeinsam mit ihm isst. Gegessen wird also nicht, wenn die Kinder hungrig sind, sondern die Schichtarbeit des Vaters regelt die Essenszeiten. Wenn der Vater am Nachmittag gegen fünfzehn Uhr ausgeschlafen hat, wird von allen erst einmal gefrühstückt. Die ganze Familie benutzt das Wort 'Frühstück' ganz selbstverständlich für eine Mahlzeit am Nachmittag. Ich finde das seltsam. Herr Burger macht sich auch hier seine eigenen Regeln und dehnt sie auf seine Familie aus. Auf meine erstaunte Anfrage, hat er eine Erklärung bereit: 'Sehen Sie, alle Leute frühstücken, nachdem sie geschlafen haben. Warum soll das bei uns anders

sein?´ Dabei grinst er. Ich bin nicht seiner Meinung und sage ihm das auch: ´Ihre Kinder sind seit morgens um Sieben auf den Beinen. Für sie ist das kein Frühstück mehr. Warum sagen Sie es dann?´ Darauf antwortet er mir nicht. Robert schaut mich aufmerksam an und lächelt etwas befangen.“ Darf man hier intervenieren? Warum soll die Familie nicht - anders als die gesellschaftliche Majorität - diese Mahlzeit am Nachmittag als Frühstück bezeichnen? Zum Thema für eine Intervention wird diese Praxis in der hier vorgeschlagenen Lesart erst durch einen weiteren Zusammenhang. Das Frühstück am Nachmittag ist die erste Mahlzeit am Tag für die Kinder. Die Mutter kauft sich heimlich Brötchen und manchmal eine einzelne Tomate und isst sie schnell auf, die Kinder bekommen Müsliriegel und je ein Schokoladenei. Dadurch wird deutlich, dass es nicht nur um eine Vater-zentrische Sprachregelung geht, sondern dass diese Struktur Probleme für die anderen Familienmitglieder auslöst, die sie - aus Angst vor Sanktionen - heimlich zu bewältigen suchen. Dabei sind die Chancen der Kinder am geringsten. Das nachmittägliche Frühstück wird so zum Symbol für eine sehr unterschiedliche Berücksichtigung der Bedürfnisse unterschiedlicher Familienmitglieder. Die schwächeren leiden darunter und reagieren - wie später deutlich wird - positiv auf die Anregungen der Mitarbeiterin, die die Legitimation dieser Praxis erodiert. Nicht das Ungewöhnliche rechtfertigt eine solche Veränderung, sondern z.B. die Folge, dass der Junge ohne Frühstück in die Schule gehen muss.

Allerdings bringen deutliche Abweichungen von den als normal angesehenen Umgangsformen ungewöhnliche Aufgaben hervor, und sie können manchmal für die Kinder zu einer leidvollen Situation führen. So habe ich aus der Ferne eine Familie beobachtet, die aus der Großmutter und ihrer neunjährigen Enkelin bestand, die im kleinen Haus der Großmutter zusammenlebten. Die Großmutter sammelte über viele Jahre den Müll in ihrem Haus. Die oberste Etage des Hauses war bereits nicht mehr zugänglich, da der Müll dort wohl gut verpackt gelagert wurde. Das Mädchen besuchte die Schule, kam dort zurecht und machte auch, was ihre psychische Verfassung betraf, einen ganz guten Eindruck. Die Großmutter kümmerte sich um das Mädchen und es bestand offensichtlich eine intensive Bindung zwischen den beiden. Der Lehrerin war allerdings aufgefallen, dass das Mädchen nie Einladungen anderer Kinder annahm, obwohl sie im Schulalltag mitten im Geschehen stand. Die Gespräche der Lehrerin mit dem Mädchen ergaben schließlich, dass sie wegen der ungewöhnlichen Innenansicht der Wohnung und um sich und die Großmutter zu schützen, Besuche zu Hause vermeiden wollte und - um nicht in Zugzwang zu kommen - Besuche bei anderen vermied. Man kann und muss wohl weitere Fragen an die Lebenssituation des Kindes stellen, kann dann zu einer Abwägung und schließlich zu einer Entscheidung kommen, ob und wie interveniert werden muss. Im Unterschied zum angeblich gesunden Volksempfinden müssten sich die sozialpädagogisch legitimierten

Entscheidungskriterien an den Lebens- und Entwicklungsbedingungen des Kindes, nicht an dem Verstoß gegen Normalitätsvorstellungen orientieren.

Es gibt viele Beispiele dafür, dass insbesondere ältere Kinder durchaus spüren, dass etwas in ihrer Familie seltsam ist. Das kann Probleme für sie auslösen, für deren Bewältigung sie manchmal auch Unterstützung z.B. durch sozialpädagogische Fachkräfte brauchen. WOOG und SCHUSTER beschreiben in ihren Untersuchungen überzeugend, wie Sozialpädagoginnen Kindern dabei nützlich sein können. Dies führt uns nicht zurück zu einer Orientierung am Idealtypus der normalen Familie, sondern illustriert die Kosten, die Familienkulturen für ihre Mitglieder hervorbringen können. Aus der sozialpädagogischen Bewertung dieser Kosten kann (und muss) im Einzelfall die Legitimation eines Eingreifens in der Absicht der Veränderung legitimiert werden. Nicht die generelle Überlegenheit einer Familienkultur gegenüber einer anderen verschafft Legitimation - dies wäre die missionarische Variante, die in der Selbstgewissheit des Trägers der als höherwertig gesetzten Kultur gründet - sondern der Nachweis gewichtiger Entwicklungshindernisse. Hierfür ist es notwendig, Belastungen und Ressourcen gegeneinander abzuwägen.

### **EIN SOZIALPÄDAGOGISCHES MODELL: DIE RESSOURCEN-BELASTUNGS-BALANCE**

Für die Prozesse der Lebensbewältigung in kleinen Figurationen sind nicht nur die Belastungen im Lebensfeld relevant, sondern es erscheint sinnvoll, die Relation von Belastungen und Ressourcen zu betrachten. Denn erst wenn notwendige Ressourcen fehlen, kommt es zu einer Situation, in der ein Problem nicht bewältigt werden kann (ausführlicher: WOLF 2003a). Außerdem erleben die Familienmitglieder ihre Familie sehr häufig nicht nur als Quelle von Belastungen, sondern auch als einen Ort, an dem sie wichtige Ressourcen finden. Hierin unterscheidet sich leicht die Beobachter- von der Insider-Perspektive: Wo die einen nur desolate Verhältnisse, Entwicklungshindernisse, Risiken, gestörte Beziehungen und problematische Umgangsformen sehen, erfahren die anderen auch Qualitäten, die sie nicht verlieren wollen. Gerade in der Kommunikation mit Kindern, die in ihren Familien erhebliche Vernachlässigung, Gewalt oder sexuelle Grenzüberschreitungen erlebt haben, wird oft deutlich, dass sie trotzdem an ihren Eltern hängen, sie schützen wollen und dass sie manchmal ihre Familie auf keinen Fall verlassen wollen. Man kann dies als falsches Bewusstsein abtun, oder - und dafür möchte ich werben - die Relation von Belastungen und Ressourcen in den Blick nehmen und sich die dadurch ausgelösten kognitiven Dissonanzen und Ambivalenzen zumuten. Auch dann wird man sich manchmal über den Wunsch der Kinder, in ihren Familien bleiben zu wollen, hinwegsetzen müssen, aber man ist sich nun darüber im Klaren, dass die Kinder nicht nur von

Zumutungen befreit werden, sondern dass sie den Wechsel auch als Verlust empfinden und somit zusätzliche Belastungen erfahren. Pflegeeltern zum Beispiel können mit Hilfe dieser Deutung manche Schwierigkeiten ihres Pflegekindes besser verstehen und mit dessen Schwierigkeiten bei der Bewältigung konstruktiver umgehen.

Außerdem belegt die Resilienzforschung überzeugend, dass es nicht einzelne Risikofaktoren sind, die zu schweren Belastungen führen, sondern spezifische Profile der Kumulation von Risikofaktoren (WERNER 1989; MASTEN, BEST, GARMEZY 1990; RUTTER 2000; Wustmann 2005). So formulieren LÖSEL und BENDER (1999, S. 43): „Erst mit der Kumulation mehrerer Risiken steigt die Wahrscheinlichkeit deutlich an, dass Kinder Störungen entwickeln (z.B. Hawkins et al. 1998; Masten et al. 1990). Einzelne Risiken können zwar Marker für komplexere pathogene Prozesse darstellen, dies muss aber nicht der Fall sein.“ Die Relation von Risiko- und Schutzfaktoren wird – hier noch grob – so skizziert: „Derartige Befunde zeigen, dass nicht nur die Kumulation von Risikofaktoren, sondern auch die potentieller Schutzfaktoren für resiliente Entwicklungen bedeutsam sind. Je mehr Belastungen und Risiken vorliegen, desto mehr Ressourcen sind auf der protektiven Seite erforderlich“. (Werner 1989)“ (a.a.O., S. 44)

GUNKEL und KRUSE (2004, S. 28) übersetzen Resilienz mit „psychischer Widerstandskraft« und mit Bezug auf Fthenakis als „Fähigkeit von Individuen aber auch Systemen (Familien), erfolgreich mit akut oder chronisch belastenden Situationen (Misserfolgen, Unglücken, Notsituationen, traumatischen Erfahrungen, Risikosituationen, u.ä.) umzugehen“: Sie setzen fort (a.a.O.): „andere Autoren haben von »elastischer Widerstandsfähigkeit« gesprochen, um hervorzuheben, dass es sich nicht um starre Kräfte eines Individuums handelt, die gegen pathogene äußere Einflüsse gerichtet sind, sondern eine flexibel und situationsangemessen entwickelte dynamische Energie, also eine bio-psychoziale Kompetenz.“

Dabei sind nicht nur individuelle Fähigkeiten der einzelnen Menschen relevant, sondern komplexe Prozesse zwischen vielen Faktoren, die die Person-Umwelt-Relation beeinflussen. Insbesondere die Langzeitstudien von EMMY WERNER (z.B. 1992) haben Interdependenzen zwischen entwicklungsbegünstigenden Merkmalen in der Person, im Bereich der persönlichen Beziehungen (insbesondere der Familie) und des weiteren Sozialraumes belegt. Der Blick muss also über Persönlichkeitsmerkmale und intrapsychische Prozesse hinaus auch auf Ressourcen im sozialen Feld geweitet werden. So stellen LÖSEL und BENDER (1999, S. 48) fest: „Es deutet sich auch an, dass der weitere soziale Kontext

vor allem für Kinder aus Risikofamilien bedeutsam ist, indem bereits vorhandene familiäre Belastungen kumuliert werden“.

Da Resilienz überwiegend als Kompetenz des einzelnen Menschen und insofern als Persönlichkeitsmerkmal konzipiert ist, verwende ich lieber den Begriff Ressource, der sowohl internal verankerte Mittel, die als Ergebnisse von Erziehungs- und Sozialisationsprozessen verstanden und als Persönlichkeitsmerkmale beschrieben werden können, erfasst, als auch externale Quellen wie materielle Mittel, dichte emotionale Beziehungen und den Zugang zu privaten und professionellen Netzwerken.

Für sozialpädagogische Interventionen ist diese Erweiterung deswegen bedeutsam, weil neue Handlungsmöglichkeiten in den Blick geraten. Es geht dann nicht nur (allerdings weiterhin auch) um Impulse mit dem Ziel, Entwicklungen in der Familie - etwa ihrer Beziehungen, Umgangs- und Organisationsformen - auszulösen, sondern um eine Betrachtung der Entwicklungsbedingungen, insbesondere der einzelnen Kinder in der Relation zwischen Belastungen und Ressourcen in ihren Familien und weiteren Belastungen und Ressourcen in anderen Beziehungen und an anderen Lebensorten. Man kann so die Nachteile eines familienzentrischen Blicks (leichter) vermeiden, der Kinder ausschließlich als Familienmitglieder wahrnimmt, ohne zugleich die Relevanz der Familienbeziehungen - die auch in den Beschreibungen vieler Kinder oft deutlich wird - zu negieren. Die umfassendere Beschreibung der Ressourcen-Belastungs-Balance der einzelnen Familienmitglieder in ihren inner- und außerfamilialen Lebensfeldern ist hierzu grundsätzlich gut in der Lage. Leider wissen wir noch viel zu wenig über spezifische Ressourcen-Belastungs-Balancen, die besonders günstige oder besonders ungünstige Entwicklungsbedingungen hervorbringen. Wüssten wir mehr, könnten wir sozialpädagogische Interventionen zielgerichteter auf die Verbesserung der Ressourcenausstattung richten und besonders belastenden Konstellationen - jenseits von Normalitätsvorstellungen - feststellen und abzumildern suchen.

Damit sind zwei Ebenen skizziert, auf denen sozialpädagogische Interventionen in Bezug auf Familien stattfinden können: Zum einen die Interventionen in die Familien hinein, zum anderen die, die den Zugang zu Ressourcen außerhalb der Familie zugänglich machen.

## SOZIALPÄDAGOGISCHE INTERVENTIONEN IN DIE FAMILIEN

Das Verständnis von Familien als Kulturen verbietet eine Vorstellung von Intervention, die als Eingriff in eine triviale Maschine, also als Reparaturversuch konzipiert ist. Unter

Bedingungen sehr großer Machtdifferentiale - insbesondere massiver Sanktionsmöglichkeiten - hat es möglicherweise den Anschein, als ob auf diese Weise zielgerichtet Veränderungen durchgeführt werden könnten. Aber neben theoriegestützten Argumenten belehrt auch hier bereits genaueres Hinsehen, dass die intendierten Veränderungen dauerhaft nach Beendigung der Sanktionsmöglichkeiten kaum andauern. Folgt man der klassischen Unterscheidung von Scheinanpassung zur Sanktionsvermeidung und Internalisierung, die einen aktiven Prozess der Aneignung kennzeichnet, wird deutlich, wie oberflächlich solche Verhaltensmodifikationen bleiben. Daraus wird gelegentlich der Schluss gezogen, als ob gar keine Veränderungen von außen bewirkt werden können. So wird in der Literatur und in den Konzeptionen der SPFH gelegentlich vor deutlichen Eingriffen in die Familien (Kolonialisierung), Fremdbestimmung der Familienmitglieder (Entmündigung) oder einer Reduzierung der Informationskontrolle der Familienmitglieder als Ausweitung der Sozialdisziplinierung durch sanfte Kontrolleure gewarnt (z.B. KARSTEN, OTTO 1987; PETERS 1990). Stattdessen werden ein lebensweltorientierter Zugang zum Alltag der Familien, der Respekt vor den Eigenarten der spezifischen Familienkulturen und eine Trennung von Hilfe und Kontrolle gefordert (BORCHARDT, HAIDER-LORENZ, KOLDEWEG 1995; DJI 1997; KREUZER 2001). Für diese Warnungen und Forderungen gibt es gute Gründe.

Allerdings haben wir in unseren Forschungen zu Prozessen in der Sozialpädagogischen Familienhilfe immer wieder beobachtet, dass die Klientinnen auf der Grundlage einer Vertrauensbeziehung - deren Entstehung auch vor dem Hintergrund der unterschiedlichen biographischen Sensibilisierungen sehr unterschiedlich lange dauerte - immer wieder auch Interventionen als hilfreich gekennzeichnet haben, die aktiv Vorschläge einbrachten, Regeln und Ziele definierten und die Einhaltung von Absprachen (freundlich) kontrollierten (ähnlich: SCHUSTER 1997; PETKO 2004). Diese direktiven und kontrollierenden Interventionen brachten allerdings nur unter bestimmten Bedingungen - wir konnten sechs identifizieren (vgl. WOLF 2006) - konstruktive Effekte hervor. Nur wenn alle diese Bedingungen erfüllt waren - jede ist notwendig und keine einzelne hinreichend -, gab es deutlich positive Verläufe.

Es ist grundsätzlich möglich und sehr häufig sinnvoll und notwendig, dass von außen - zum Beispiel durch sozialpädagogische Fachkräfte - neue Anregungen an die Familie herangetragen werden. Man darf sich allerdings nicht vorstellen, dass dieses Material nur in spezifischer und von außen festlegbarer Weise adaptiert und akkommodiert wird. DEWE, FERCHHOFF, SCHERR; STÜWE (1995, S. 120) haben das für Deutungsangebote in der sozialpädagogischen Beratung so beschrieben:

„Vielmehr lässt sich sozialpädagogische Beratung fassen als ein Deutungsangebot individueller Problemsituation durch den Verweis auf strukturgleiche oder ähnliche, sozial typische Problemsituationen in Familienkontexten und die gemeinsame Entwicklung und Antizipation von Bewältigungsstrategien. Beratung präsentiert dem Klienten also mögliche und wahrscheinliche Deutungsfolien seiner je individuellen Situation, ohne beanspruchen zu können, dass hiermit die individuell gültigen und angemessenen Aspekte notwendig oder umfassend erfasst sind. .... Die spezifische Leistung sozialpädagogischer Beratung ist u.E. also darin zu sehen, zur problembezogenen Erweiterung des Horizontes an Deutungsmöglichkeiten beizutragen, auf dessen Hintergrund die Familie selbst ihre Situation interpretiert und Handlungsalternativen entwirft.“ Dass die Familie ihre Handlungsmöglichkeiten immer selbst entwerfen muss, erscheint mir nicht zwingend. Wir sollen hier zwischen vorgeschriebenen Handlungen im Sinne von gegen den Willen aufoktroiert und vorgeschlagenen Handlungen im Sinne von aktiv eingebrachten Ideen, Vorschlägen, für die (auch wiederholt) geworben wird, unterscheiden. Als Erfolgskriterium für die Beratung schlagen DEWE, FERCHHOFF, SCHERR; STÜWE (1995, S. 126) vor: „Kriterium einer gelingenden Beratung ist also auch nicht, dass der Klient die Deutungen des Beraters und darin eingelassene Handlungsoptionen vorbehaltlos akzeptiert, sondern dass es gelingt, im Akt der stellvertretenden Deutung durch den Berater den Deutungshorizont auszuweiten, der dem Klienten für ein Verständnis seiner Problemsituation und den Entwurf von Handlungsalternativen verfügbar ist.“ Dies gilt auch für die Handlungsmöglichkeiten. Nicht die Befolgung der Direktiven - wie bei Supernanny - macht den Erfolg aus, sondern die Erweiterung der Handlungsoptionen. Es muss eine Handlungsfreiheit der Familienmitglieder erhalten bleiben und gewollt sein.

Die Orientierungsmittel, die die Sozialpädagogin heranschafft, sind umso eher für diese Familie geeignet und für die einzelnen Familienmitglieder anschlussfähig, je besser sie den native point of view der Familienangehörigen einnehmen kann, das heißt je besser sie sich der Perspektive der einzelnen Familienmitglieder annähern kann, ohne dabei ihre eigene Perspektive aufzugeben. Sie benötigt also nicht nur einen Wissensvorrat über günstige Sozialisationsbedingungen, sondern sie muss sich eine Vorstellung von besseren Sozialisations- und Lebensbedingungen für diese Familie erarbeiten. Ein geeignetes Modell ist nicht nur im Allgemeinen richtig, sondern es ist darüber hinaus für die hier zusammenlebenden Menschen vor dem Hintergrund ihrer Lebenserfahrungen geeignet. Wenn es ganz verworfen wird, dann ist es hier zum jetzigen Zeitpunkt ungeeignet. Wenn es Deutungsmuster und Lebenserfahrungen aufgreift, kann es Veränderungen auslösen, durchaus nicht nur irgendwelche sondern spezifische - mit einer relativen Wahrscheinlichkeit. Da nur eine Annäherung an die Perspektive der Anderen möglich ist,

bleibt notwendigerweise eine Unsicherheit über die Wirkung. Wollte man diese Unsicherheit beseitigen, müsste man die Subjektivität des anderen aufheben wollen und man hätte das Feld pädagogischer Interventionen endgültig verlassen.

Astrid WOOG (1998, S. 126) schildert ein interessantes Beispiel für das erfolgreiche Einbringen eines neuen Materials. Sie beschreibt, wie der Vater seine Söhne schlägt: "Besonders wenn er wütend ist und die Kontrolle über sich verliert. Er schlägt sowohl Robert als auch den sehr zarten Sebastian ziemlich fest. Als ich ihn darauf anspreche, zitiert er mir einen Spruch aus der Bibel, die er als aufrechter Katholik, als den er sich immer bezeichnet, sehr ernst nimmt: 'Wer seine Kinder liebt, züchtigt sie.' Ich denke lange nach, wie ich hier vorgehen kann. Ich muss einen Spruch in der Bibel finden, der die Gewissheit von Herrn Burger, nämlich mit Gottes Einverständnis züchtigen zu dürfen, erschüttert. Ein befreundeter Pfarrer hilft mir suchen, und tatsächlich findet er in der Bibel einen passenden Spruch. Ich schreibe diesen Spruch auf ein schönes Papier in der schönsten mir möglichen Schrift auf und bringe ihn Herrn Burger. Herr Burger gerät völlig außer sich, als er den Spruch liest: 'Ihr Väter macht Eure Kinder nicht scheu, dass sie nicht mutlos werden!' Er versteht den Spruch auf Anhieb ...."

In diesem Beispiel ist eine sehr spezifische Idee aufgegangen. Es lassen sich aber auch allgemeinere Interventionseffekte beschreiben. So gelingt es - wie die Interviews mit Klientinnen zeigen - relativ häufig, die Kommunikation unter den Familienangehörigen anzuregen. Durch die intensivere Kommunikation entwickeln sich oft Verschiebungen der Machtbalance zugunsten der schwächeren Familienmitglieder. Wo mehr explizite Absprachen getroffen werden und dabei auch die Machtüberlegenen häufiger zuhören, steigen die Chancen der Machtunterlegenen, ihre Anliegen zum Thema zu machen (vgl. VAN STOLK, WOUTERS 1987). Man darf sich das nicht zu idyllisch vorstellen. Auch in den Kommunikationsstrukturen bilden sich die Asymmetrien ab. Trotz allem wird das reine Befehlen und Gehorchen unwahrscheinlicher. Außerdem wirkt die SPFH-Mitarbeiterin oft als Modell. Wir haben das manchmal bis in die Elemente weiblicher Selbstinszenierung hinein beobachtet. Durch die vorgeschlagenen Arrangements von gesprächsträchtigen Situationen und die Art der Gesprächsführung wurden implizit neue Ideen eingeführt, die in unterschiedlichem Maße aufgegriffen wurden. Manchmal hatte man den Eindruck, dass die Mitarbeiterin zeitweise auch irgendwie zur Familie gehörte: Sie kannte sich in den Ritualen und Ordnungen aus und war eine vertraute Gesprächspartnerin. Durch die Themen, die sie ansprach, die Sorge - nicht nur um die Kinder, sondern auch um die Erwachsenen - die deutlich wurde, beeinflusste sie außerdem die Wahrnehmung der Menschen. Ihre

Aufmerksamkeit wurde sanft auf neue Aspekte gelenkt und neue Deutungen tauchten in der Familie auf.

Wo die Familie der Sozialpädagogin Zugang zu ihrem privaten Lebensfeld erlaubt, werden die Berührungsflächen der ansonsten manchmal sehr abgeschlossenen Familienkultur mit Elementen anderer Familienkulturen erhöht. Das eröffnet neue Lernchancen und Anregungen. Das Neue darf nicht zu stark den Charakter des Fremden haben, schon gar nicht als das Fremde, das gegen ihren Willen aufoktroziert wird. Das grundsätzliche Wohlwollen der Sozialpädagogin, ihr Verstehen der Familienkultur und ihr Respekt vor der Eigenart des Familienlebens stellt nicht eine wünschenswerte Randbedingung dar, sondern eine notwendige Voraussetzung. Wir konnten immer wieder beobachten, wie Interventionsverläufe, die auf den ersten Blick eine ähnliche Ausgangsposition hatten, sich völlig unterschiedlichen entwickelten, wenn sie sich in dieser Dimension unterschieden.

#### SOZIALPÄDAGOGISCHE INTERVENTIONEN DURCH AKTIVIERUNG AUSSERFAMILIALER RESSOURCEN

Sehr häufig werden Interventionen in Familien mit der Ziel der Verbesserung der Beziehungen der Familienmitglieder untereinander und eine verstärkte Übernahme der Erziehungsfunktionen durch die Erwachsenen verknüpft. Dies kann auch sinnvoll und Erfolg versprechend sein. Es werden allerdings auch Familien zu Klienten der SPFH, in denen eine stabile Übernahme aller elterlichen Erziehungs- und Sozialisationsfunktionen nicht realisierbar ist. Etwa aufgrund der Alkoholerkrankung der Eltern, extrem negativer Erfahrungen mit der Schule oder dauerhafter Beeinträchtigungen ihrer psychischen Gesundheit können sie einen Teil der notwendigen elterlichen Sorge für ihr Kind über lange Zeiträume nicht hinreichend wahrnehmen. Unter solchen Bedingungen stellt sich oft die Frage nach einer Herausnahme der Kinder aus der Familie. Andererseits bleiben auch diese Eltern oft wichtige Bezugspersonen für das Kind und sie können in einzelnen Teilbereichen durchaus elterliche Funktionen wahrnehmen. Zusätzlich kann die Herausnahme eines Kindes aus seiner Familie gegen den Willen der Familienmitglieder so erhebliche zusätzliche Belastungen für die Kinder hervorbringen, dass eine Abwägung von neuen Entwicklungschancen durch die Herausnahme und die zusätzlichen Belastungen zu einer ungünstigen Prognose führt.

Außerdem kann man beobachten, dass sich einzelne Kinder trotz eigentlich sehr ungünstiger Bedingungen gut entwickeln. Sie kommen in der Schule zurecht, es gelingt ihnen stabile Freundschaftsbeziehungen zu entwickeln und sie erfreuen sich einer guten

körperlichen und seelischen Verfassung. Solche Effekte - die dem Feld der vorher dargestellten Resilienzen zugeordnete werden können - sind für die Erweiterung der Handlungsmöglichkeiten sehr bedeutsam. Bereits 1992 hat JOACHIM NICOLAY in seinem Nachsozialisierungskonzept die Bedingungen beschrieben, unter denen es sinnvoll sein kann, dass die SPFH-Mitarbeiterinnen einen Teil der Elternfunktionen übernehmen. Auch die Ergebnisse der Langzeitstudien regen dazu an, im unmittelbaren Sozialraum - dem, was WERNER (1992) Gemeinde nennt - und im Geflecht der Netzwerkbeziehungen der Kinder systematisch nach Sozialisationspartnern zu suchen, die einzelnen Kindern den Zugang zu solchen Menschen, die sie als Ressourcen für die Bewältigung ihrer Entwicklungsaufgaben nutzen können, erleichtert. Die Ergebnisse der Resilienzforschung rechtfertigen positive Erwartungen an ein derart angereichertes Sozialisationsfeld, das es den Kindern ermöglicht, die Mängel in ihrer Familie partiell zu kompensieren. Auch die Machtbalancen innerhalb der Familie verschieben sich oft, wenn auch die machtunterlegenen Familienmitglieder einen bessern Zugang zu Räumen außerhalb ihrer Familie haben. WOOG (1998, S. 37 ff; 198 f) beschreibt die Öffnung und Erweiterung des Raumes als ein wichtiges Ziel lebensweltorientierter Familienbetreuung. Sie beschreibt in zwei der drei ausführlich untersuchten Fälle den Zugewinn an Entwicklungschancen für einzelne Kinder aber auch für die Frauen.

Diesen Aspekt kann man auch grundlegender formulieren. Offensichtlich werden durch das Aufwachsen in der Familienkultur und die dort angeregten Sozialisationsprozesse die Kinder nicht hinreichend auf ein selbständiges Leben vorbereitet. Gerade in differenzierten Gesellschaften muss der Partikularismus jeder Familienkultur durch den Zugang zu weiteren Lernfeldern ergänzt werden. Trotzdem werden an Eltern und Familien insbesondere auch aus dem politischen Raum Erwartungen gerichtet, die ihnen die zentrale Verantwortung für die Entwicklung ihrer Kinder zuweisen und sie oft erheblich überfordern. Man kann den Eindruck haben, dass je feierlicher die Rede vom Wert der Familien wird, desto stärker sich Politik und Gesellschaft aus ihrer Verantwortung verabschieden. (Fast) alle wissen, dass damit Enttäuschungen vorprogrammiert sind - die selbst verursachte Täuschung fliegt auf. Durch moralisierende Ermahnungen an die Eltern und ihre Sanktionierung wird sich daran nicht viel ändern.

Der sozialpädagogische Ausweg aus diesem Dilemma besteht unter anderem darin, die anderen Sozialisationsfelder - z.B. Kindertageseinrichtungen, Schule u.a. - und die Sozialräume - ihr Wohngebiet und Lebensfeld - so mit Ressourcen aufzuladen, dass die Kinder dort fündig werden können. Denn auch darin sind die Kinder oft genial: Solche Ressourcen in ihrem Lebensfeld aufzuspüren. Wenn welche da sind und wenn sie den Zugang haben, dann finden sie sie sehr oft.

## Literatur

ALLERT, T.; BIEBACK-DIEL, L. ; OBERLE, E.; SEYFAHRT, E. (1994): Familie, Milieu und sozialpädagogische Intervention. Münster.

du BOIS-REYMOND, M. (1994): Die moderne Familie als Verhandlungshaushalt. Eltern-Kind-Beziehungen in West- und Ostdeutschland und in den Niederlanden. Aus: DIES.; BÜCHNER, P. ; KRÜGER, H. H. u. a. (Hrsg.): Kinderleben. Modernisierung von Kindheit im interkulturellen Vergleich. Opladen, S. 137-220.

BORCHARDT, P.; HAIDER-LORENZ, KOLDEWEG, K. (1995): Die Familien sind der Kompass unserer Arbeit - Lebensweltorientierung in der Sozialpädagogischen Familienhilfe. In: WOLF, K. (Hrsg.): Entwicklung in der Heimerziehung. 2. Aufl. Münster, S. 277-289.

DEWE, B.; FERCHHOFF, W. ; SCHERR, A., STÜWE (1995): Professionelles soziales Handeln. Soziale Arbeit im Spannungsfeld zwischen Theorie und Praxis. 2. Aufl. Weinheim, München.

DJI (1997): Handbuch Sozialpädagogische Familienhilfe. Stuttgart.

GUNKEL, S.; KRUSE, G. (2004): Salutogenese und Resilienz - Gesundheitsförderung, nicht nur, aber auch durch Psychotherapie? In: DIESSELBEN (Hrsg.): Salutogenese, Resilienz und Psychotherapie: Was hält gesund? - Was bewirkt Heilung? Hannover, S. 5 -68.

KREUZER, M.(Hrsg.) (2001): Handlungsmodelle in der Familienhilfe. Zwischen Networking und Beziehungsempowerment. Neuwied.

HOFSTEDE, G. (1988): Culture´s consequences. International Differences in Work Related Values. Beverly Hill.

KARSTEN, M.-E.; OTTO, H. U. (Hrsg.): Die sozialpädagogische Ordnung der Familie. Weinheim, München 1987.

KREHER, S.; VIERZIGMANN, G.: "Zwischen den Generationen" - Familiendynamik und Familiendiskurse in biographischen Erzählungen In: Berliner Journal für Soziologie., 8. Jg. (1998), H. 1, S. 23-37.

LÖSEL, F.; BENDER, D. (1999): Von generellen Schutzfaktoren zu differentiellen protektiven Prozessen: Ergebnisse und Probleme der Resilienzforschung. In: OPP, G.; FINGERLE, M.; FREYTAG, A. (Hrsg.): Was Kinder stärkt: Erziehung zwischen Risiko und Resilienz. München, S. 37-58.

MALINOWSKI, B. (1979): Argonauten des westlichen Pazifics. Frankfurt a. M.

MASTEN, A.S.; BEST, K.M.; GARMEZY, N. (1990): Resilience and development: Contributions from the study of children who overcome adversity. In: Development and Psychopathology 2, Jg., S. 425-444.

MEAD, M. (1991): Mann und Weib. Das Verhältnis der Geschlechter in einer sich wandelnden Welt. Frankfurt/Main, Berlin.

NICOLAY, J. (1992): Das Konzept der Nachsozialisierung in der Sozialpädagogischen Familienhilfe. In: Jugendwohl, H. 8, S. 283-290.

PETERS, F. (1990): Zur Kritik der Sozialpädagogischen Familienhilfe oder: Erleben wir derzeit die "zweite Geburt" der modernen Sozialarbeit? In: Widersprüche, H. 34, S. 29-48.

PETKO, D. (2004): Gesprächsformen und Gesprächsstrategien im Alltag der Sozialpädagogischen Familienhilfe. Göttingen.

RUTTER, M. (2000): Psychosocial reconsidered: Conceptual considerations, empirical findings and policy implications., In: SKONKOFF, J.P.; MEISELS, S.J. (Hrsg.): Handbook of early childhood intervention. Cambridge, S. 651-682.

SCHULZE, H. J. (1996): "Eigenartige Familien" - Aspekte der Familienkultur. In: KARSTEN, OTTO (Hrsg.): Die sozialpädagogische Ordnung der Familie. 2. Aufl. Weinheim, München, S. 77-97.

SCHUSTER, E. M. (1997): Sozialpädagogische Familienhilfe (SPFH) Aspekte eines mehrdimensionalen Handlungsansatzes für Multiproblemfamilien Frankfurt /Main.

SCHÜTZ, A. (1991): Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. 5. Aufl. Frankfurt a. M.

SPENCER-OATY, H. (2000): Culturally Speaking: Managing Relations in Talk across Cultures. London.

STOLK, B. van; WOUTERS, C. (1987): Frauen im Zwiespalt. Beziehungsprobleme im Wohlfahrtsstaat. Eine Modellstudie. Frankfurt/M.

THOMAS, A. (1993): Psychologie interkulturellen Lernens und Handelns. In: DERS. (Hrsg.): Kulturvergleichende Psychologie - Eine Einführung. Göttingen, S. 377-424.

TYLOR, E.E. (1871): Primitive Culture. London.

WAGNER, W. (2003): Familienkultur. Hamburg.

WERNER, E. (1989): Vulnerability und resiliency: A longitudinal perspective. In: BRAMBRING, M.; LÖSEL, F; SKOWRONEK, H. (Hrsg.): Children at risk: Assessment, longitudinal research and intervention. Berlin, S. 152-172.

WERNER E. (1992) : The children of Kauai - Resilience and recovery in adolescence and adulthood. In: Journal of Adolescent Health, H. 23, S. 262-268.

WOLF, K. (2003): Familien als Adressaten sozialpädagogischer Interventionen. In: Forum Erziehungshilfe, 9. Jg., H. 5, S. 260-266.

WOLF, K. (2003a): Sozialpädagogische Interventionen. In: LAUERMANN, K.; KNAPP, G. (Hrsg.): Sozialpädagogik in Österreich. Perspektiven in Theorie und Praxis Klagenfurt, Ljubljana, Wien, S. 92 - 106.

WOLF, K. (2006): Sozialpädagogische Familienhilfe aus der Sicht der Klientinnen und Klienten - Forschungsergebnisse und offene Fragen In: FRÖHLICH-GILDHOF, K. (Hrsg.): Sozialpädagogische Familienhilfe. Freiburg (im Erscheinen)

WOOG, A. (1998) : Soziale Arbeit in Familien: theoretische und empirische Ansätze zur Entwicklung einer pädagogischen Handlungslehre Weinheim, München.

WUSTMANN, C. (2005): Die Blickrichtung der neueren Resilienzforschung. Wie Kinder Lebensbelastungen bewältigen. In: Zeitschrift für Pädagogik, H. 2, S. 192-206.

Erschienen in:

In: A. Heimgartner, K. Lauermann (Hg.): Kultur in der Sozialen Arbeit. Klagenfurt, Ljubljana, Wien (Verlag Hermagoras/Mohorjeva) 2006: 231-250